

Schiller's "Wilhelm Tell"

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **32 (1906)**

Heft 17

PDF erstellt am: **26.04.2021**

Persistenter Link: <http://doi.org/10.5169/seals-440025>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schiller's „Wilhelm Tell“.

(Kritisch behandelt von Dr. Franz Fränzelius, Gymnasialprofessor und Privatdozent.)

Wilhelm Tell ist ja soweit ein ganz hübsches Stück und den Schweizern, die ja in ihrer Sprache einigermaßen an das Deutsche anklängen, ist es ja zu gönnen, daß ihnen der Württemberger etwas hat zukommen lassen. Das darf uns aber nicht hindern, mit der Schärfe des kritischen Geistes und mit der Ueberlegenheit akademischphilosophischästhetischhistorischen Wissens den guten Schiller, der eben doch nur ein Schwabe war und kaum eine mittelmäßige Sekundarlehre bildung hatte, unter's Messer zu nehmen, vorbehalten natürlich, daß niemand mehr als ich von der Dichtergröße des Dichters überzeugt ist.

Vor allem ist eben dieser Wilhelm Tell, der übrigens gar nicht existiert hat, kein Held, sondern ein Mordmörder. Auf Degen oder Pistole hätte er als Bürgerlicher den Gehler allerdings nicht fordern dürfen, aber er hätte sich beim Reichskammergericht Recht verschaffen können, und wenn es noch nicht existierte, so war es seine Unterthanenpflicht, zu warten, bis es eingerichtet wurde. Wie in den Tag hinein übrigens dieses harmlose Volk von Hirten lebte, ersehen wir schon daraus, daß Tell trotz seiner Gletscherfahrten in keiner Lebensversicherung war, auch seine Frau erinnert ihn nicht daran, da sie ihn von dem Gang nach Altorf abhalten will. Auch Stauffacher, da er von seinem Gange rühmt, es sei nach dem Richtmaß ordentlich gesügt (bei uns in Deutschland selbstverständlich) erwähnt keiner Brandversicherung, auch von Gas- und Wasserleitung und Eintragung in den Stadtkataster ist keine Rede; nicht einmal eine „gute Stube“ oder ein Salon wird erwähnt.

So sind die Menschen, halber wie die Wilden! „Ich kann nicht steuern wider Wind und Wellen!“ jammert Ruedi. Wäre er Mitglied des Haringsdorfer Sportvereins gewesen, er hätte nicht so albern reden müssen. Dann heißt es wieder: „Dort kommt ein Mann in voller Hast gelaufen!“ Aber kein Mensch denkt daran, nach seinen Schriften zu fragen. Wenn im Berliner Tiergarten ein Mann in voller Hast gelaufen kommt, so ist es eben ein Lump, ein Ausreißer, und hunderte sind bereit, ihn dem Schutzmännchen zu überliefern. Das Tier hat auch Vernunft! Das ist wieder die Bauernweisheit. Instinkt hat das Tier. Nur der Mensch ist homo sapiens! Was die Schweizer übrigens für ein arbeitsscheues Volk sind, ergibt sich aus den Worten: „Vor dieser Linde saß ich jüngst wie heut!“ Was hat ein Mensch im rüstigsten Mannesalter vor einer Linde zu hocken? Uebrigens sind die Historiker noch nicht ganz überzeugt, ob es nicht vielleicht ein Kastanienbaum gewesen ist, Aesculus hippocastanus, mit dessen Früchten die Hirsche und Wildschweine gefüttert werden, während die Kastanie nur im Süden gedeiht. Ich erlaube mir hier, zu erinnern, daß ich ebenfalls schon in Italien gewesen bin. Kommen wir wieder zur Sache! Es ist da von den glatten Pferden wohlgenährter Zucht die Rede. Da darf man natürlich nicht an die Vollblutpferde eines Hofgestütes denken, es handelt sich

blos um bessere Bauernpferde; desgleichen sind die Wappenschilder ohne alle heraldische Bedeutung. Mäuler und Schülze und so was.

Der gute Schiller hat sich mit Berthas Worten: „Rettet, hier ist Gold!“ wieder schön vergaloppiert. Diese Theaterbörser wollen den Dichtern nicht aus dem Kopfe kommen. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hatte ein Kaiser einige Goldstücke in der Tasche, aber gewiß kein Landesherrlein, wenn sie zehnmal zu Pferde saß. Ueberhaupt will mir diese Bertha gar nicht recht gefallen. In welchem Zivilverhältnis lebte sie eigentlich mit dem Gehler? Onkel? Pathe? Vormund? Und Rudenz schleicht sich auch so drum herum, wie die Rahe um den Dreier. Sonst ist er allerdings der feinste von diesen sogenannten Eidgenossen, jedenfalls der Einzige, der allenfalls in einem Offizierskasino Zutritt bekommen hätte.

Beim Apfelschuß vermissen wir die Ambulance, die nach deutschen Polizeibegriffen jedenfalls zugegen gewesen wäre. Auch fragt es sich, ob der Knabe nicht schon schulpflichtig war und wie es kommt, daß er mit seinem Vater im Lande herum streicht. Das müßte nun erst historisch untersucht werden, vielleicht war er unpflichtig und sein Vater wollte mit ihm an die Poliklinik. Der gleichen licherlichen Wirtschaft begegnen wir schließlich wieder in der hohlen Gasse. Alles passiert da ohne Patent und Dausierbewilligung: Der andächtige Mönch, der heitere Spielmann und der düstere Räuber. Ist denn das eine Ordnung in einem zivilisierten Lande?

Es bleibt uns noch übrig, zu erwähnen, was späterhin aus den Personen des Stückes geworden ist. Das Tellenbübchen hatte als letzten Nachfolger, den die unermüdlige Wissenschaft nachweisen konnte, einen westschweizerischen Schokoladenfabrikanten, der ohne männliche Nachkommen gestorben ist, die Tochter aber gibt ein alkoholfreies Wochenblättchen heraus. Die letzten Altinghausen handelten mit Schweizerpillen und Magenbitter, und der letzte aus der Familie Walter Färts ist Präsident des Verwaltungsrates einer Molkereianstalt. Ein Landenberg schreibt Kunstkritiken. Am weitesten hat es der Apfel gebracht, der auf des Tellenbübchens Haupt gelang. Denn der Siegrist von Altorf hatte ihn seinen Kindern heimgebracht und diese haben die Kerne in den Boden gesteckt, und heute sind in Lengburg blühende Konfitürenfabriken, die ihr Dasein nur diesem Apfel verdanken.

So muß man Litteraturgeschichte treiben! Nichtsdestoweniger versichere ich abermals, daß Schiller ein ganz großer Dichter ist und daß wir Deutsche, die ihn sozusagen ins Leben gerufen, und wir Litteraturkundige, die ihn auf den Sockel gestellt, begeistert ausrufen: Er war unser! Noch einmal aber wiederhole ich, die Dichter, die gleichsam instinktiv ihre Gedanken niederzuschreiben, sollten jedesmal, wenn sie einen Vorgesetzten umbringen, zuerst mit einem Gerichtsassessor Rücksprache nehmen.

Ladislaus an Stanislaus.



M 1 in g geliebter Bruether!

Mann soll's fast glauben, daß ti Wält paldischicht Z'grunt gehn wurd! Grat jegig, wohs aigetti widder schener augh Erten werten soll, sangs an ahlen Eggen unt Enten ahn zu grampohlen. Da ischt pro primo: ter Wehstuf ihm schenen Tschinggenlante; her spreuzt unt pinuchzet midh ahler MS unt verwandelt tie brechbidisten Fluhren in totne Bahwaselter. Die geleerthen Gehologen steggen ahlerdinks tie Rebe zamen, aper sieh kriegens toch nit ausen, warum unt wirum. Ich aper glaup, taßes tem läpaphyten Feterbärg entlich ztumun worten isch, imer augh tie fauhle Wande abenlugen zmiten, tie Läder ten Teiland 3 mählt im Tag som Freiz apreisen und widder auhpnaglen, alz 1 mählt ordelich gschaffen, sogahr pei ther Katerstrofe hapen si ten liapen Gott in gueten Mann sein unt tie Soldaten 4 sich arbeiten lassen.

Dann aper pro secundo: Tie grauhige Griserwaggli in Sant-Franziskus annen. Tapei lehnen ain tie Gaar rundum ter Tonkur jöarg stehn. Da ischt tie divina comedia son der Tante Aligehri 1 raines Rintergschpil dagägen. Wahs jahrelanger Mönstschensleisch gschaffen unt ahngsammet hot — in 1 bar minuten rübis unt stübis ferwüeschlet.

Unt dahz zum 3: Tas ferwaschene Glaiten z'Zür! Sait Mönstschens-

gedanken ischt sowas nit forlohenen, taß mahnn 1 6-laidenzug ferschiepen mueß, tiehmal aper ischt es Ernst geworten, ter heitnische Schuhbitter blufus, heis miht Zürt nit guet gmaini unt wahs ihm ahles agwünscht ischt worten — ferwüechter nüt nüt, — aper fonscht —

ischt es no ordelti apgelophen,
's wart siel gezehen unt noch mehr ge—trungen,
unt gschprochen het mer wie alli Jahr,
von Boniznot, Sogialistegsahr,
von Guetem unt Besein, was geschah,
e zäderah, e zäderah. — —

Mainischt nit auch, liaper Frater, taß es 4 ungenz Puntessatter Borrer auch wiß 1 Cle-Mentar-Graignuß kahm, alz er tie Zieshlinier unt Fragggeschichte an Hals geworphen triegt het unt dann noch hernach som Amerikafeppl, tem Tedi Rosenfeldt pehr Grelänz getietultheit ischt worten?

Iper tain lähtes Frilingspoem hät tie Reisenbeth facht gschrauen, so fähr ischt es ihr anz s. v. Härz gegangen, es hät ihr ganz wahrm gms, droztem tie Frilingsklisilain asen kühlachtig blahsen, womit ich ferpleibe tein 3r
Ladislaus.

Natürliche Betrachtung.

Die Sonne leuchtet, und die Zeit der Wahl
Erwärmt mich heut mit hellem Hoffnungssstrahl;
Der Mond verzieht das Maul und lächelt schon,
Es kommt mir vor wie schlecht verstedter Hohn.
Die Winde bringen Lasten Zeitungsstolz,
Und treiben fleißig Noß und Mann der Post.
Die Wolken rauschen, regnen Schimpf und Lob,
Und meine Frau fällt fast in Ohnmacht d'rob.
Die Sterne schreiben eine dumme Schrift:
„Nicht wiederwahl!“ — das wirkt und brennt wie Gift.
Ich wandle fluchend auf der grünen Fur,
Was scheert mich überhaupt noch die Natur!

Manches Mädchen wird gerührt,
Wenn der Freier freier wird.